Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München.



Nummer 20 München / 3. Jahrgang 19. Mai 1916

Jüdisches Leben im Westeuropa.

Im ersten Heft der neuen Zeitschrift „Der Jude“ ist ein hier schon kurz erwähnter Aufsatz von Hugo Bergmann enthalten, der „Der jüdische Nationalismus nach dem Kriege“ heißt. Dieser Aufsatz rührt an das tiefste Problem, welches das junge Geschlecht der Nationaljuden, bewegt, das Problem, wie Juden in den Ländern Westeuropas ihrem Leben einen jüdischen Kern und Inhalt geben, wie sie alle ihre Handlungen und Empfindungen mit ihrem Judentum verweben und aus der jetzt durch ihr Leben unter anderen Nationen bedingten Zwiespältigkeit des Denkens und Fühlens heraus zur Einheit jüdischen Wesens gelangen können.

Vor zwanzig Jahren, zur Zeit Theodor Herzls, wäre einer, der zu den feinsten jungjüdischen Denkern Westeuropas gehört, schwerlich darauf gekommen, einen solchen Aufsatz zu schreiben. Damals stand die Judenheit Westeuropas plötzlich still, blickte auf die historische Entwicklung ihres Lebens und erkannte, daß diese Entwicklung notwendig zum Untergang des Judentums in Westeuropa führen müsse. Der westeuropäische Jude erkannte, daß er, vom ersten Lebenstage ab mit fremdnationaler Kultur umgeben, durch fremdnationale Schulen, Philosophen, Künstler erzogen, in den Strudel politischen und sozialen Lebens einer fremden Nation hineingerissen und noch dazu im Begriff stehend, sich seiner jüdischen Religion zu entfremden, auf dem Wege war, sein gesamtes Judentum zu verlieren.

Damals ergriff der westeuropäische Jude mit klammernden Organen das neue Ideal, das sich ihm als letzte und höchste Hoffnung bot: das Ideal von einem jüdischen Volkszentrum in Palästina, in dem der Jude seine jüdisch-nationle Art würde ausleben und zu höherer Entwicklung führen können. Was den westeuropäischen Juden von damals kennzeichnete, war der Wunsch, seine eigene Person und sein untergehendes Judentum nach Palästina zu retten. Freilich wurde damals die Losung ausgegeben: „Rückkehr zum Judentum vor der Rückkehr in das Judenland!“ aber sie bedeutete wohl kaum etwas anders als: Rückkehr zum Gefühl der jüdischen Gemeinschaft! zu einem jüdischen Ideal!

Seit jenen Tagen hat der Zionismus seinen ersten Jugendrausch überwunden und hat erkannt, daß dieses Ideal der „Heimstätte für das jüdische Volk“ in seinem vollen Umfange weder heute noch morgen erreichbar ist. Der westeuropäische Jude hat erkannt, daß er noch lange auf seine nationale Erlösung wird warten, daß er sie vielleicht Zeit seines Lebens wird entbehren müssen. Diese Erkenntnis hat drei verschiedene Wirkungen hervorgebracht: ein Teil der früheren, in ihren persönlichen Hoffnungen enttäuschten Zionisten ist von der Bewegung abgefallen; ein Teil hat sich so inbrünstig an jene Zukunftshoffnung angeklammert, daß es ihm kaum eine Rolle spielt, ob seine Hoffnung vielleicht erst seinen Kindern oder Kindeskindern zu einer Wirklichkeit werden wird; und ein Teil hat begonnen, nicht in Palästina sondern in Westeuropa nach der Schaffung eines einheitlich jüdischen Lebens zu streben. Diese — noch nicht lange bestehende — Gruppe glaubt also, daß der Traum vom nationalen Eigenleben sich nicht in Zion erfüllen müsse, sondern auch in Westeuropa verwirklicht werden könne.

Das Streben dieser dritten Gruppe bedeutet, daß ihr von dem alten Ideal des Zionismus nichts übrig geblieben ist als der eigentlich unsinnig gewordene Name. (Daß sie neben ihrem Galuthideal auch ein Palästinaideal haben, ändert nichts.)

Hugo Bergmann gehört zu dieser dritten Gruppe, denn er sagt: „Haben die Galuthverzweifelten recht, gibt es keine wirklichen eigenen Bedürfnisse den jüdischen Menschen als solchen oder haben wir nicht die Fähigkeit, sie hier auch nur teilweise zu befriedigen, dann existieren die Juden als Gemeinschaft gar nicht mehr!“ Das ist eine deutliche Absage an die Herzlsche Überzeugung, daß sich die Vereinheitlichung, die Erlösung des jüdischen Menschen nur im eigenen Lande vollziehen kann. Denn daß wir „hier“ vielleicht die Fähigkeit, keinesfalls aber die Möglichkeit haben, unsere jüdischen Bedürfnisse zu befriedigen, das gerade ist ja ein Postulat des Zionismus, wie ihn Theodor Herzl lehrte. Dieser durch nichts bewiesene Satz stellt also Hugo Bergmann in ein ganz anderes Lager als jene, deren Hoffnung auf das jüdische Volkszentrum in Palästina (und das von ihm auf alle Juden der Welt ausstrahlende neue jüdische Leben) sich an keine Zeit, nicht einmal an die Dauer ihres eigenen Lebens bindet.

Aus dem Wunsche nun, das nationale Judentum zu einer „Rückkehr zur Weltlichkeit und Wirklichkeit“ zu gestalten — und zwar nicht nur in Palästina, sondern auch im Galuth — erwächst Hugo Bergmann der Wunsch, ein jüdisches Volksleben auch in Westeuropa zu schaffen. Wie dieses Volksleben aussehen soll, wie sein Aufbau sich inmitten der sozialen und kulturellen Welt der Andersnationalen vollziehen kann, dazu weiß er keine Fingerzeige zu geben; er sagt zwar: „‚Mehr Judentum‘ kann für den nationalen Juden nur heißen: ‚Höheres Menschentum!‘ doch zeigt er uns nicht, auf welches Volkes oder welches Glaubens Moral sich dieses höhere Menschentum aufbauen soll.

Ihm kommt aber ein anderer zur Hilfe und versucht, Bergmanns Philosophie auf das praktische Leben anzuwenden. In der „Jüd. Rundschau“ schreibt M. M. folgende Sätze:

„Das ist unser Ziel: daß die nationale jüdische Kultur der Ostjuden von uns nicht nur als jüdisch anerkannt und von der Ferne verehrt, sondern zu unserer eigenen gemacht werde. Erst wenn wir Mendele und Perez, Bialik und Tschernichowsky nicht mehr als „ostjüdisch“ empfinden, sondern als notwendigen und selbstverständlichen Inhalt unseres Kulturbewußtseins, wird der westjüdische Nationalismus jene Stufe erreicht haben, die den Fortbestand des Westjudentums auch im erdrückenden Milieu einer starken Außenkultur garantiert.

. . . . . Der zionistische Kaufmann, Arzt und Rechtsanwalt muß nach dem Vorbild der jüdischen Gasse im Osten jüdisch zu leben beginnen. Er muß sich die jüdischen Gemeindestuben judaisieren, sich jüdische Volksschulen gründen, seinen Kindern eine hebräische Erziehung geben, durch sein ausgesprochenes Interesse für jüdische Bücher und Dramen eine jüdische Literatur und ein jüdisches Theater schaffen helfen (Entsteht Literatur durch Nachfrage? Anm. d. Red.), er muß eine konsequente jüdisch-nationale Politik treiben. Er muß sein Leben so gestalten, daß ihm, gleich den Ostjuden, „Baum und Strauch, Luft, Wind, Pferd, Hund“ wieder jüdisch werden. Dann wird ihm auch die Kultur der Juden in Warschau und New York nicht mehr „ostjüdisch“ erscheinen, sondern schlechtweg jüdisch.“

Also: die Kultur der Juden in Warschau und New York ist das Ideal, und das Ziel der Westjuden muß es sein, dieses Ideal zu erreichen. Eine fast unglaublich erscheinende Meinung!

Waren es nicht die Juden von Warschau und New York und ihr stagnierendes Kulturleben, ihre Unfähigkeit, in Wissenschaft und Religion, in Kunst und Organisation irgendwelche neuen nationalen Schöpfungen hervorzubringen, die Theodor Herzl so tief erschütterten? Genau so tief wie das Absterben der jüdisch-nationalen Schaffenskraft in Westeuropa. War es nicht der Schmerz über diese stagnierende Kultur, der ihm die große Sehnsucht nach dem neuen Judentum in Palästina gebar?

Und nun: nachdem es nicht einmal den in dichten Siedlungen bei einander lebenden, eine eigene Sprache sprechenden, tief im traditionellen Judentum wurzelnden und von der russischen Kultur streng geschiedenen Juden Osteuropas möglich ist (von New York gar nicht zu reden, wo alles ostjüdische als „ostjüdisch“ empfunden wird), außer in ihrer, durchaus vom Milieu beeinflußten Literatur, irgendwelche geistigen Güter zu produzieren, nun sollen wir in West-Europa in möglichst hohem Maße die geistige und kulturelle Gemeinschaft mit unseren Wirtsvölkern aufgeben, um den — Kulturstillstand des Ostjuden dafür einzutauschen? Wir, die durch Goethe unsere „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ kennen lernten, sollten uns statt dessen am polnisch-jüdischen oder russisch-jüdischen Baum und Strauch ergötzen? Wir, die wir unser jetzigen Leben aus Nietzsche und Hegel, aus Beethoven und Brahms, aus Rembrandt und Lenbach, aus — ja auch aus Fichte und Bismarck schöpfen, sollten dafür eintauschen — was? eine kaum minder tiefe kulturelle Zwiespältigkeit? Von den politischen Folgen gar nicht zu reden, denen wir uns aussetzen würden, wenn wir Hebräisch nicht nur zu unserer Haus- sondern auch zu unserer Schulsprache machen, und uns damit mit Dänen, Polen und anderen Fremdvölkern in Deutschland auf eine Stufe stellen wollten.

Wir sind ja bereit, unsere westeuropäische Kultur aufzugeben, aber erst dann, wenn von Palästina ein neues, ein lebendiges und auf allen Kulturgebieten sich entwickelndes Judentum ausgehen wird, das wir dafür eintauschen können. Bis das lebt und sich regt, müssen wir die Kultur von überall hernehmen, wo sie uns geboten wird, und obgleich wir bereit und sehnsüchtig sind, a u c h Perez's und Mendeles polnisch-jüdische und russisch-jüdische Kultur in uns aufzunehmen, so dürfen wir uns doch nicht einreden, daß diese Kultur a l l e i n genügen würde, das Ziel aller Kultur: unsere Entwicklung zum höheren Menschentum! zu erreichen.

Noch leben wir im Galuth, wir in Westeuropa und jene in Osteuropa; noch läßt sich nicht entscheiden, ob die Kultur eines Bialik und Schalom Asch „jüdischer“ ist als die eines Heinrich Heine, eines Schnitzler, ob sie die Grundlage eines K u l t u r s y s t e m s ist. Wir zweifeln daran, denn wir sind nach wie vor überzeugt, daß die neue jüdische Kultur nicht vom Galuth, sondern nur von Palästina ausgehen kann. Und die Hoffnung auf diese neue jüdische Kultur ist so stark, daß uns unser vorläufiges Verharren in der Zwiespältigkeit unseres Wesens nicht entmutigen, daß uns ein Warten bis über die Dauer unseres Lebens hinaus nicht verdrießen soll. H. H. C.

Das „grausame“ Schächten.

Der „Bayerische Volksfreund“ brachte am 29. April einen Aufsatz über das unterbliebene Schächtverbot im Münchener Schlachthof, der sich ebenso durch eine Unkenntnis der Dinge wie durch seine feindliche Gesinnung auszeichnet. Zur Kennzeichnung des Geistes, von dem dieser Aufsatz Zeugnis ablegt, führen wir die nachstehenden Sätze, die in ihm enthalten waren, an:

„Die nahmhaftesten Männer der Wissenschaft haben das rituelle Schächten als eine verabscheuungswürdige Tierquälerei erklärt — alles umsonst. Das Judentum — auch die Teile desselben, die sich s c h o n l ä n g s t u m k e i n e r e l i g i ö s e n V o r s c h r i f t e n m e h r k ü m m e r n u n d S c h w e i n e f l e i s c h u n d F l e i s c h v o n a n d e r e n n i c h t g e s c h ä c h t e t e n T i e r e n o h n e d i e g e r i n g s t e G e w i s s e n s b e s c h w e r u n g g e n i e ß e n — halten mit weniger ehrenvolle Ausnahmen an dem rituellen Schächten fest. Nicht wenige Juden mögen in dem Recht zu schächten, eines der Vorrechte der Juden erblicken, die sie um keinen Preis aufgeben wollen. Daß der Magistrat aber jetzt, wo es sich nicht nur um sittliche Gebote, sondern um die Existenz und Wohlfahrt unseres Volkes handelt, sich ehrfürchtig vor dem Willen des Judentums verbeugt, und fortschächten läßt, prägt unserer Stadtverordnung einen Stempel auf, um den sie wahrlich nicht zu beneiden ist.

Wenn unsere Feldgrauen einst in die Heimat zurückkehren werden, werden sie wegen verschiedener Dinge Rechenschaft zu fordern haben; wir sind nicht im Zweifel darüber, daß die bejammernswerte Schwäche unserer städtischen Verwaltung im vorliegenden Falle gleichfalls zu sehr ernsten Fragen Veranlassung geben wird."

Über den Vorgang des Schächtens und die Qualen, die es — im Vergleich zu anderen Tötungsarten — den Tieren bereitet, haben wir eine sachverständige Persönlichkeit befragt, die uns die untenstehenden Ausführungen übergab.

Was die zweite prinzipielle Frage des Aufsatzes im „Bayer. Volksfreund" betrifft, nämlich ob — abgesehen von der angeblichen Notwendigkeit eines Tierschutzes — das Schächten nicht aus sozialen Gründen, nämlich im Interesse der Herstellung billiger Kriegswurst, verboten werden müßte, so ist hierzu folgendes zu bemerken: Der Magistrat ist bei seinen Entschlüssen zweifellos von der sehr richtigen Auffassung ausgegangen, daß man es, um ein paar Hundert Kriegswürste mehr herzustellen (um größere Mengen handelt es sich keinesfalls) nicht einem Teile der Bevölkerung unmöglich machen könne, überhaupt Fleisch zu genießen, besonders jetzt, zu Kriegszeiten, in denen von auswärts kein Ersatz beschafft werden kann. Der rituelle Teil der bayerischen Juden betrachtet es wahrlich nicht als ein „Privileg", schächten zu dürfen, sondern als eine religiöse Pflicht. Denn sicherlich ist es leichter und bequemer, jede Art von Fleisch zu essen, die man erhalten kann, als nur das nach rituellen Vorschriften behandelte.

Im Übrigen ist es durchaus nicht so, daß das Blut geschächteter Tiere für die weitere Verwendung als Nahrungsmittel gänzlich verloren geht. Durch geeignete Maßnahmen läßt sich zum Mindesten der größere Teil desselben für die Zwecke der Volksernährung brauchbar erhalten.

Es kann also nie und nimmermehr davon gesprochen werden, daß durch das rituelle Schächten eine irgendwie nennenswerte Beeinträchtigung der gesamten Volksernährung herbeigeführt wird. Wer diese Behauptung trotzdem aufstellt und sie gar, wie der „Volksfreund" mit einer deutlichen Drohung verknüpft, beweist damit, daß ihn bei seinem Vorgehen nicht rein sachliche Beweggründe leiten. Dem inneren Frieden dient ein solcher Aufsatz jedenfalls nicht. —

* * *

Wie geht das Schächten vor sich? Nachdem das Tier in geeignete Lage gebracht worden, wird von einem eigens zum Schächten vorgebildeten und autorisierten Schächter der Halsschnitt ausgeführt, und zwar muß der Schnitt mit haarscharfem Messer so gemacht werden, daß Luftröhre, Speiseröhre und die beiden großen Schlagadern, die aus der Aorta das Blut zum Kopfe führen, mit einem Zuge durchschnitten werden. In großem Strom stürzt das But aus den großen Gefäßen, das Tier ist fast bewustlos durch die im Augenblick eintretende Blutleere des Gehirns. In 2—7 Minuten höchstens tritt Ohnmacht und völlige Bewußtlosigkeit ein. Zuckungen können dabei natürlich noch längere Zeit anhalten; das sind aber Reflexe, die mit dem Großgehirn, dem Sitz des Bewußtseins, nichts zu tun haben. Der Schnitt mit dem haarscharfen Messer kann kaum als Schmerz empfunden werden. Es ist ja eine allbekannte Tatsache, daß ein Schnitt mit feinem Messer meist gar kein Schmerzgefühl erweckt und dem Verletzten erst zum Bewußtsein kommt, wenn er durch das Bluten auf die Verwundung aufmerksam wird. Der Schächtschnitt könnte darum als Schmerz dem Tiere wohl auch erst nach einigen Sekunden bewußt werden, zu einer Zeit also, wo meist schon jedes Gefühl aufgehört hat.

Vor uns liegt ein umfangreiches Heft von Gutachten über das Schächten aus dem Jahre 1908. Es sind darin 147 Gutachten zusammengestellt von bedeutendsten Universitätsprofessoren der Anatomie und Hygiene, von Direktoren und Professoren tierärztlicher Hochschulen, von Veterinären, Schlachthofdirektoren und Schlachthoftierärzten. Unter den Münchener Gutachtern befinden sich die Professoren Gruber, Bollinger, Rückert, Voit, ferner die Schlachthofdirektoren Magin und Opel, der Obertierarzt Moelter u. a. m. Sie alle sprachen sich dahin aus, daß das Schächten eine humane, den modernsten Schlachtmethoden durchaus gleichwertige Tötungsart ist.

Bleibt noch die Vorbereitung zum Schächten: das Fesseln und Niederlegen. Auch darüber bestehen schon im ältesten Religionsgesetz Bestimmungen. Wenn das Tier durch rohes und gewaltsames Werfen irgend eine Verletzung oder einen Bruch erleidet, ist es für den Genuß verboten. Es liegt also im eigensten Interesse des Metzgers — dieser besorgt die Vorbeitung, nicht der Schächter — schonend vorzugehen. Es gibt längst sehr gute Legeapparate und Kopfhalter, die in größeren Betrieben wohl überall eingeführt sind. (In kleineren Orten ist es meist üblich die Tiere auf Matrazen umzulegen.) Wenn Rohheiten von Metzgerlehrlingen ausgehen, wie ein jüngst in den „Süddeutsch. Monatsheften" erschienener Bericht „Im Münchener Schlachthaus" angibt, so muß unbedingt Abhilfe geschaffen werden. Allerdings sind manche der dort wiedergegebenen Aufzeichnungen zwar gut gemeint, aber absolut irreführend. Wenn der Berichterstatter z. B. notiert: „Ausbluten 7—12 Minuten. Bei fortwährenden Zuckungen", so muß das ganz falsche Vorstellungen erwecken über die Schmerzen, die das Tier auszuhalten hat. Über das Wesen der Zuckungen als bloße „Reflexe" war schon oben die Rede, und die Ausblutzeit des ganzen Körpers ist natürlich eine viel längere, als die des Gehirns, die allein für das Bewußtsein in Betracht kommt. Auch alle Angaben über die „sichtliche Todesangst" und Sätze, wie „der Ausdruck der Augen zeigt den höchsten Grad des Leidens", müssen doch mehr als subjektive Eindrücke eines Laienbeobachters und nicht als objektive Tatsachenfeststellung erscheinen, wenn wir sie mit dem Gutachten erster wissenschaftlicher Autoritäten vergleichen, wie z. B. dem eines unserer bedeutendsten deutschen Physiologen Prof. R. du Bois-Reymond, der darüber folgendes sagt: „Was

die Vorbereitung betrifft, so kann sie nur dem grausam scheinen, der beim Tiere dasselbe Verständnis für die Vorgänge seiner Umgebung voraussetzt, wie sie etwa ein zum Tode verurteilter Mensch haben würde. Das Tier empfindet nur den unmittelbaren Zwang der Fesselung und fühlt keine Todesangst. Es ist nicht wahr, daß Tiere vor Blutgeruch scheuen, oder aus dem Schicksal anderer Tiere auf ihr eigenes schließen. Die Beschwerden, die dem Tier durch die Fesselung gemacht werden, dürfen um so weniger als Grausamkeit bezeichnet werden, weil offenbar das gefesselte Tier viel weniger der Gefahr ausgesetzt ist, daß die Tötung fehlerhaft ausgeführt wird". Wie oft diese fehlerhafte Tötung bei nicht gefesselten Tieren wirklich vorkommt, erzählt ja der „zuverlässige Freund" der „Süddeutschen Monatshefte" selbst: „Vier Kühe brauchen eine Reihe von Schlägen, bis sie umfallen". Eine Kuh muß zweimal, ein Stier sechsmal geschossen werden. Gar nicht zu reden von der schrecklichen Beschreibung vom Töten der Schweine, die 12 Schläge bekommen mußten, unter ständigen Fluchtversuchen. Dagegen erscheint uns denn doch eine möglichst schonend ausgeführte Fesselung eine Wohltat zu sein. —

Wenn im „Bayerischen Volksfreund" vom 29. April einfach erklärt wird, „die namhaftesten Männer der Wissenschaft haben sich in gleichem Sinne geäußert und das rituelle Schächten als verabscheuungswürdige Tierquälerei erklärt", so braucht dieser kühnen Behauptung gegenüber nur nochmals auf die bereits erwähnte Gutachtensammlung verwiesen zu werden.

Das Handwerk und die Juden.

Von J. Hein.

(Schluß.)

Aus der Geschichte lernen wir, daß im Handwerk der Korpsgeist immer eine große Rolle gespielt hat. Im Handwerkerstande läßt sich nur durch die Vereinigung, durch den Zusammenschluß Großes erreichen. Die Organisation ist es, die das Handwerk fördert und vorwärts treibt. Das Handwerk bedarf ferner eines gewissen Standesbewußtseins, wodurch verhütet wird, daß die Leistungen sinken und das Unterbieten in den Preisen ausartet. Wer das Handwerk heben und fördern will, der muß auf immer bessere Leistungen bedacht sein. Dies anzustreben ist die Aufgabe der Organisationen des Handwerks. Auf der Organisation ruht die Zukunft des Handwerks — Organisation gepaart mit der richtigen Selbsthilfe und aufgebaut auf dem richtigen Geschäftsgeist. Was für den Handwerkerstand für allgemein gilt, das gilt auch für den jüdischen Handwerkerstand im besonderen.

Ein neue Frage für das jüdische Handwerk wird in Deutschland der zu erwartende Zuzug jüdischer Handwerker aus dem Osten, aus Rußland bilden. Wie können diese zuziehenden jüdischen Handwerker denn ausreichend Lohn und Brot, eine gesicherte wirtschaftliche Existenz finden, ohne die schon im Inlande seßhaften jüdischen Handwerker durch ihre Konkurrenz wirtschaftlich zu schädigen oder gar zu vernichten? Wie kann der nach dem Kriege zu erwartende jüdische Handwerkerstrom so geleitet werden, daß er sich ordnungsmäßig vollzieht, daß er zu keinen Beschwerden und Unzuträglichkeiten führt? Das ist das Problem, das nach dem Kriege zu lösen ist.

Die Entwicklung des Handwerks — auch des jüdischen Handwerks — nach dem Kriege wird sich nur auf dem Wege der Organisation in gesunder Weise vollziehen können. Der Handwerker muß noch mehr als bisher sich in den Dienst einer dazu berufenen handwerklichen Organisation stellen und die Handwerker-Organisationen — also auch die Organisationen der jüdischen Handwerker — müssen so gut geleitet sein, müssen so ausgebaut werden, daß sie das Handwerk vorwärts treiben, daß sie jedem Handwerker nützen.

Nach dem Kriege wird es viel Arbeit geben, die zu bewältigen ist, denn der Krieg hat vieles zerstört und vernichtet. Große Waren- und Gütermengen wurden während des Krieges aufgebraucht. Den großen Bedarf nach dem Kriege allein zu decken, dazu wird die Industrie — bei aller Leistungsfähigkeit, die sie besitzt — nicht im Stande sein, denn sie steht auch vor Aufgaben des auswärtigen Handels, der auswärtigen Güter- und Warenversorgung, die gelöst werden müssen. Das Handwerk muß also mithelfen bei der Versorgung des inländischen Absatzgebietes für Waren und Güter; das inländische Absatzgebiet ist ja auch die eigentliche Domäne. Aber nach dem Kriege werden voraussichtlich auch die Geldmittel knapp sein und es werden die Steuer- und sonstigen öffentlichen Lasten ins Ungeheuere steigen. Da läßt sich nur planmäßig, systematisch, mit Hilfe einer entsprechenden Organisation, das Richtige erreichen.

Schon jetzt im Kriege ist die Bedeutung der Organisation im Handwerk gestiegen — man denke nur an die großen Heereslieferungen, die an das Handwerk durch Vermittlung der Handwerksorganisationen vergeben worden sind —, nach dem Kriege wird die Wichtigkeit der Organisation für das Handwerk noch mehr steigen, auch für das jüdische Handwerk. Die preußischen Handwerkskammern haben bereits eine besondere Organisation zur Übernahme größerer Heereslieferungen mit dem Sitze Berlin gegründet. Da nun aber das jüdische Handwerk gerade im Bekleidungsgewerbe sehr stark vertreten ist (vgl. hierzu die statistische Aufstellung in der vorig. Nummer dieser Zeitschrift), so wird man eine besondere jüdische Organisation zur Übernahme solcher großen Lieferungen schaffen müssen. Damit würde auch nach dem Kriege eine geeignete Grundlage gegeben sein, wie sich das jüdische Handwerk — selbst bei starkem Zuzug aus dem Osten — eine fruchtbare und ersprießliche Entwicklung sichern kann. Denn durch den Zusammenschluß zu leistungsfähigen Lieferungsverbänden, die größere Heeres-, Staats- und Privatlieferungen im Ganzen übernehmen und dann auf ihre Mitglieder verteilen, kann das jüdische Handwerk in den meisten Fällen jede Konkurrenz aufnehmen, selbst mit der Industrie. Voraussetzung ist natürlich, daß diese Organisation richtig aufgebaut und hinreichend mit Kapital versehen ist.

Ratsam wäre es, eine zentrale Organisation dafür zu bilden — vielleicht mit dem Sitze Berlin, wo ja doch die meisten Reichsbehörden vorhanden sind, die Aufträge zu vergeben haben. Dieser zentralen Organisation können dann Landes-, Provinz-, Orts- oder Fach-Lieferungsverbände, am besten in der Form einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung angegliedert werden, die untergeordneten Lieferungsverbände könnten auch die Genossenschaftsform haben. Die zentrale Organisation sorgt für hinreichende Aufträge und deren zweckentsprechende Verteilung, sowie für die Finanzierung und Verrechnung. Die untergeordneten Organisationen übernehmen die Ausführung im einzelnen; ihnen können sich ja nach Bedürfnis beliebig viele jüdische Handwerker, auch zuziehende aus dem Osten, anschließen, die dann immer, wenn die Organisation richtig geleitet ist, über hinreichende Beschäftigung zu angemessenen Preisen verfügen. Die deutsche Ostjudenfrage kann dadurch, soweit sie für das Handwerk besteht, auf die einfachste und natürlichste Weise gelöst werden; das jüdische Handwerk im Inland gewinnt damit außerordentlich. Das dazu nötige Kapital kann durch Zeichnung, durch jüdische Gönner oder auf dem Genossenschaftswege aufgebracht werden. Dem jüdischen Handwerk wäre damit auch nach dem Kriege die nötige Leistungsfähigkeit gesichert.

Feuilleton

Scholem Alechem.

Ein Radiotelegramm aus Amerika meldet, daß der jüdische Dichter Scholem Alechem am 13. Mai in New York gestorben ist. Mit ihm verliert die jidische Literatur einen ihrer größten Schriftsteller. Scholem Alechem (S. Rabbinowitz) ist im Jahre 1859 in Perejaslaw im Poltawer Gouvernement geboren. Er wurde im Bethhamidrasch erzogen und begann erst als Jüngling, sich andren als jüdischen Studien zu widmen. Seine ersten — hebräischen — Aufsätze schrieb er für hebräische Tageszeitungen. Einige Jahre lang versah er das Amt eines Kronrabbiners in einer russischen Stadt, widmete sich aber später nur noch der Schriftstellerei in der jidischen Sprache. Seine Werke „Die Weltreise", „Ein Roman ohne Liebe", „Das Panorama" u. a. haben den Juden der verschiedensten Länder seinen Namen vertraut gemacht. Er nennt sich zwar einen Schüler des Medele Mocher Sforim, geht aber ganz eigene Wege und zeichnet sich besonders durch seinen köstlichen Humor aus, der ihm den Namen eines „jüdischen Mark Twain" eingetragen hat.

Eifrige Verteidiger!

Von Scholem Alechem.

(Aus dem Jüdischen übertragen von Stefanie Goldenring.)

Ihr meint, daß die Juden überall unbeliebt sind, daß sie gejagt, geschlagen und geprügelt werden. Und ich behaupt gerade das Gegenteil: die Juden finden überall Verteidiger . . . Um es euch zu beweisen, werde ich euch eine Geschichte von zwei Brüdern erzählen, und wir wollen hören, wie ihr nachher darüber denkt.

Es waren zwei Brüder, der eine hieß . . . was liegt übrigens daran, wie er hieß. Nehmt an, der eine hieß Meier und der andere Schneier. Zugetragen hat es sich irgendwo in der Smudz, oder in Polen, in Wolhynien oder in Litauen, in der Zeit, als soeben die Revolution mit ihren Schrecken ausgebrochen war. Man redete von einem „Pogrom", einem ganz gewöhnlichen Judenpogrom, der in nächster Zeit stattfinden sollte. Obgleich unsere beiden Brüder außer ihrer Person nichts zu verlieren hatten, denn sie besaßen kein eigenes Haus, kein Geschäft und kein Vermögen, nicht einmal Weib und Kinder, fürchteten sie dennoch, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Eines schönen Morgens machten sie sich auf den Weg und gingen vor sich hin, wohin die Augen sie führten. In größter Eile waren sie aufgebrochen. Warum eilten sie so? . . . Weil von einem Pogrom gemunkelt wurde, mußte man sich gleich auf die Beine machen? . . . Man würde darauf erwidern: wahrscheilich begann es im Städtchen bereits unruhig zu werden, sogar die Kosaken ritten in den Gassen mit den „Nagajki" umher . . . Was haben Kosaken in einem stillen, jüdischen Städtchen, zweitausend Meilen von der Mandschurei entfernt, zu tun? Aber nehmen wir an, daß wirlich ein Pogrom ausgebrochen war . . . Unsere beiden Brüder Meier und Schneier schnellten dahin, wie ein Pfeil. In der Eile vergaßen sie augenscheinlich ein zweites Hemd, einen zweiten Anzug, ein Reisekissen, einen Proviantkoffer und verschiedene andere Sachen auf den Weg mitzunehmen, die man auf der Reise brauchte, unter anderem auch Brot. Ich erwähne gar nicht erst andere Speisen, wie Wurst, geräucherte Zunge, eine Büchse Sardellen, ich rede nur von einem einfachen Stückchen Brot. „Unserem täglichen Brot", das kein Menschenkind entbehren kann, selbst wenn es bis ans Ende der Welt rennt. Wenn der Augenblick gekommen ist, da der Magen zu essen verlangt — mögt ihr ein großer Gelehrter oder ein Philosoph sein — ihr werdet nicht eher zur Ruhe gelangen, bis ihr, mit Verlaub zu sagen, eure Därme vollgestopft habt. So hat der Herr den Menschen beschaffen, — dagegen läßt sich nichts einwenden. Was meint ihr? . . . Ist es nicht so?

Wo waren wir aber stehengeblieben? Bei den Brüdern. Meier und Schneier wanderten also seit dem frühen Morgen unermüdlich, atemlos; nur von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, schnappten nach Luft, dann gingen sie wieder weiter, rasteten manchmal einen kurzen Augenblick und stürzten mit rasender Eile wieder davon, als würden sie von Räubern verfolgt, oder als fürchteten sie, zu spät zum Jahrmarkt zu kommen. So ging es den ganzen Tag; erst gegen Abend begannen sie langsamer zu wandern und blieben endlich stehen. Als sie ruhig standen, sagte der ältere zum jüngeren:

„Weißt du, was ich dir sagen wollte, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? Ich fühle weniger Müdigkeit als Herzweh. Ich möchte etwas essen."

„Mir geht es ebenso."

Nachdem die beiden Brüder diese Worte gewechselt hatten, erblickten sie etwas in der Ferne. Was meint ihr, haben sie wohl bemerkt? Etwa eine Quelle mit kaltem Wasser, so rein wie Kristall? Oder einen duftenden, soeben aus dem Backofen gezogenen Striezel? Oder warme, in Butter gebratene Fische? Oder vielleicht gar Suppenfleisch mit roten Rüben und Kartoffeln, angerichtet mit geriebenem Knoblauch, dessen Geruch in die Nase steigt? Von alledem fängt sich gar nichts an. Sie sehen mitten auf dem Feld zwei Kosaken auf der Erde sitzen, richtge Kosaken mit langen Piken und kurzen Peitschen, den „Nagajkis", und roten Streifen an den Beinkleidern. Sie saßen am Boden halb ausgestreckt, auf die Ellenbogen gestützt, die Mütze aufs Ohr gedrückt, das glänzende Haar nach einer Seite herabhän-

gend. In einem Ohr steckte ein silberner Ohrring, ihre Gesichter waren rot, von der Sonne dunkelgebrannt, die Zähne weiß wie Milch. Im Munde hielten sie Pfeifen. Ihre Pferde standen neben ihnen mit herabgelassenen Köpfen und zupften Gras; ein kleiner eiserner Kessel mit drei Beinen hing über dem Feuer. Es kochte etwas darin . . . Was mochte es wohl sein? Fisch, Fleisch, Wurst, Grütze? Etwas Schlechtes war es sicher nicht, das merkte man am Geruch? War es aber rituell? . . .

„Weißt du, was ich dir sagen werde, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? . . . Wir haben nichts zu riskieren. Lieber wollen wir uns ihnen nähern, als daß sie auf uns zukommen."

„Das denke ich auch."

Nach diesen Worten näherten sich die beiden Brüder den Kosaken. Hätten sie es nicht freiwillig getan, so hätten sie es gezwungenermaßen tun müssen. Denn sobald die Kosaken die Juden bemerkt hatten, waren sie nicht faul, setzten sich auf, winkten ihnen und riefen in russisch-jüdischem Dialekt:

„Ei, Jzchok! Chaim! Kommt her!"

Und es entspann sich zwischen den Kosaken und den Brüdern ein Gespräch, das selbst ein Mensch mit achtzehn Köpfen nicht wiederzugeben vermöchte. Man stelle sich vor, den Kosaken machte es Spaß, nur jüdisch zu sprechen, obgleich sie gerade so gut jüdisch sprachen, wie die beiden Brüder russisch. Die beiden Brüder kannten nur das eine Wort „skudawo?" (woher), und fürchteten dieses Wort mehr, als alles andere. Wie zum Trotz war dieses Wort das erste, das sie von den Kosaken hörten. Sie mußten sich natürlich hüten, den Kosaken zu erzählen, daß sie vor einem Pogrom flohen, denn dadurch würden sie in Todesgefahr geraten. Was weiß ein Kosak von einem Pogrom? . . . Unsere beiden Brüder berieten sich miteinander und stellten sich dumm, als ob sie kein Wort russisch verstünden. Statt zu antworten, woher sie kamen, zeigten sie mit der Hand auf den Kessel mit dem schmackhaften Gericht, das darin kochte; dabei lief ihnen das Wasser im Munde zusammen, als ob sie sagen wollten: „Wir sind hungrig, wir möchten essen, und ihr verdreht uns den Kopf mit Fragen, die wir nicht verstehen." Die Kosaken schienen verstanden zu haben, daß die Juden hungrig waren, sie ließen die Frage „skudawo" für ein anderes Mal und rüsteten sich, die Sitte der Gastfreundlichkeit zu üben, aber sie taten es nach Kosakenart. Und zwar wie? Sie machten sich vorher über die langen jüdischen Röcke und über die gekräuselten Schläfenlöckchen lustig, bestanden darauf, daß der eine Jzchok und der andere Chaim hieße, und nahmen sich vor, sie mit Grütze und Schweinefleisch zu bewirten; denn es war ein Spaß und zugleich auch ein Verdienst, einen Juden mit Schweinefleisch zu füttern. Kurz, sie beschlossen, daß jeder von ihnen einen Juden übernehme; der einer übernahm Jzchok, der andere Chaim. Man setzte sich auf die Erde; den Juden stellten sie eine Schüssel mit heißer, fetter Grütze hin, gaben ihnen zwei hölzerne Löffel in die Hände und kommandierten nach Kosakenart: „Jeschte, schidi!" (Eßt, Juden!) In unserer Sprache heißt das „Kommt essen, jüdische Kinder! Laßt es euch gut schmecken!" Aber nach dem Ton, in welchem die Worte „Jeschte, schidi!" gesprochen wurden, waren sie folgendermaßen zu verstehen: „Ihr werdet essen, ob ihr wollt oder nicht!" Dabei ist nicht zu vergessen, daß die beiden Brüder tothungrig waren, daß sie vor Hunger vergingen. Einen Augenblick saßen sie regungslos da, obgleich der Duft der heißen, fetten Grütze ihnen in die Nase stieg und ihre Magen wie von Zangen bearbeitet wurden. Offenbar merkten die Kosaken, daß die Juden die schwer zu entscheidende Aufgabe noch nicht gelöst hatten; sie begriffen, worin das Hindernis bestand; nun kommandierten sie zum letzten Mal, mit solcher Stimme, daß das Herz der Juden erbebte. Da sagte der ältere zu dem jüngeren:

„Weißt du, was ich dir sagen werde, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? . . . Wir müssen anfangen zu essen, denn hier ist unser Leben auf dem Spiel."

Darauf begannen sie, ernstlich mit den Löffeln zu arbeiten, verschlangen die heiße Grütze, wie am Freitag abend die Nudeln, verbrühten sich die Lippen und die Zunge und schluckten wie Gänse; dabei vergaßen sie ganz und gar, daß sie sich als Gäste zu benehmen hatten und daß das Essen nicht rituell war.

Ich fürchte, die Grütze mundete ihnen, wie ein Paradiesgericht, denn ihr hastiges Zugreifen und Schlingen war ganz unnatürlich; selbst die Kosaken wunderten sich darüber und begannen in ihrer Sprache miteinander zu reden:

„Was sagst du, Waniuscha, zu deinem Chaim, wie hastig er zugreift?"

„Nein, Pawluscha, du irrst dich, dein Jzchok verschlingt das ganze Essen."

Die beiden Brüder taten so, als verstünden sie nichts und arbeiteten mit den Löffeln, was das Zeug hielt.

„Waniuscha, sage deinem Chaim, er soll nicht so hastig zugreifen! Wenn ich nach ihm greife, holt ihn der Teufel!"

„Versuch' nur einmal, meinen Chaim anzurühren, dann zermalme ich deinen Jzchok zu Staub."

Ohne lange zu überlegen, riß Pawluscha Waniuschas Juden den Löffel aus der Hand und versetzte ihm einen Seitenhieb, daß er sich dreimal überschlug. Das verdroß Waniuscha natürlich sehr, er sprang auf und schlug Pawluschas Juden mit der Faust vor die Zähne, daß seine Augen Funken sprühten. Darob entrüstet, versetzte Pawluscha Waniuschas Juden drei flammend feurige Ohrfeigen. Waniuscha richtete sich auf und rief mit zornerbranntem Antlitz:

‚Dafür, daß du meinen Juden schlägst, werde ich deinen Juden braun und blau schlagen."

Waniuscha und Pawluscha nahmen sich ihrer Juden für das ihnen zugefügte Unrecht an und prügelten und schlugen sie erbarmungslos, so daß das bißchen christliche Kost ihnen schlecht bekam. Ein Glück, daß die Juden die Hände in die Füße nahmen und davonliefen . . .

Wie aus einem bösen Traum erwachend, liefen sie atemlos, wohin die Augen sie führten, ohne sich umzuschauen, aus Angst, daß sie vielleicht verfolgt würden. Sie liefen und liefen, endlich

wurden sie müde, ihre Schritte wurden langsamer, sie hielten einen Augenblick an und setzten sich nieder. Jetzt erst gewannen sie allmählich das Bewußtsein wieder und erinnerten sich, was eigentlich geschehen war. Drei Kapitel: erstens vor dem Pogrom geflohen, zweitens Schweinefleisch gefressen und drittens Prügel erwischt. Sie begannen in abgerissenen Worten wie gewöhnlich miteinander zu reden:

„Weißt du, was ich dir sagen werde, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? . . . Ein Jude ist keine Kleinigkeit . . . Selbst ein Kosake litte es nicht, daß ein Jude geschlagen werde . . . Alle treten für das Unrecht ein, das uns zugefügt wird . . . Ein jeder nimmt sich des Juden an und verteidigt ihn."

Welt-Echo

Neue Judenverfolgungen. Aus Rußland kommen Nachrichten über neue Judenverfolgungen. Der Petersburger „Birschewija Wiedomosti" zufolge erhielt der Gouverneur in Orel die Nachricht, daß ihm demnächst 1500 Juden zugeschickt würden, und der Gouverneur in Rjäsan wurde ebenfalls von der Ankunft 1500 vertriebener Juden aus dem Gebiet an der Front unterrichtet. Wenn der Platz nicht ausreiche, sollten die Überzähligen nach dem Gouvernement Kursk abgeschoben werden.

Ein Perez-Theater in Petersburg. Die Gesellschaft für jüdische Volksmusik in Petersburg hat eine Kommission gebildet welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, ein jüdisches Künstlertheater zu gründen. Die Kommission beschloß, ein solches Theater unter dem Namen „Perez-Theater" zu gründen und auch dramatische Kurse für jüdische Schauspieler zu errichten.

David Feinberg gestorben. Der energische Organisator und langjährige Vorstand des Ica-Emigrations-Komitees in Rußland ist in Petersburg gestorben.

Jüdische Kriegsdenkmäler. In einigen österreichischen Städten haben sich Komitees gebildet, die gefallenen und auf den dortigen Friedhöfen bestatteten jüdischen Kriegern Ehrendenkmäler errichten wollen. Man schreitet in Österreich zu Sammlungen für den genannten Zweck. Auch in deutschen Städten sollte man eine solche Ehrung der gefallenen jüdischen Soldaten ins Auge fassen!

Skandinavische Zionisten-Konferenz. Am 28. und 29. Mai wird in Kopenhagen eine Versammlung der skandinavischen Zionisten gehalten werden, bei der über die festere Organisation der Zionisten Skandinaviens und über andere jüdische Fragen von besonderem Interesse für die Juden der betreffenden Länder beraten werden soll.

Die englischen Cohanim im Kriege. Am 26. März fand in Leeds eine Versammlung der Cohanim statt, in der diese erklärten, daß der Heeresdienst mit ihren liturgischen Pflichten unvereinbar sei („Ein Cohen, der einen Menschen gemordet hat, darf nicht den Segen über die Gemeinde aussprechen"), und daß sie daher das Recht der Befreiung vom Kriegsdienst, das die englischen Behörden solchen Geistlichen, mit deren Überzeugung er unvereinbar ist, eingeräumt haben, auch für sich beanspruchen.

Wieweit eine Meldung des „Labour Leader", es seien mehrere Hundert Rekruten, die aus Gewissensbedenken den Militärdienst verweigerten, an die Front geschickt worden, wo ihrer 'die standrechtliche Erschießung harre, auch die Cohanim betrifft, steht noch nicht fest.

Die russischen Fremdvölker an Wilson. In der Petition, weclhe die Liga der Fremdvölker Rußlands am 9. Mai an den Präsidenten Wilson gesandt hat, waren auch die russischen Juden mit einem Hilferuf vertreten. Der gemeinsame Appell der Liga lautet:

„Herr Präsident!

In dringender Not wenden wir uns an Sie, Herr Präsident, als einen Vorkämpfer für Humanität und Gerechtigkeit, und durch Sie an alle Menschenfreunde, um Sie wissen zu lassen, welch schweres Schicksal unsere Volks- und Glaubensgenossen durch Rußlands Verschulden ertragen müssen. — Wir wenden uns durch Sie, Herr Präsident, auch an Rußlands Verbündete, denn wir wissen, daß auch sie in ihrer Freiheitsliebe und ihrem Rechtsgefühl unsere Leiden unerträglich finden werden.

Wir Angehörige der fremdstämmigen Nationen und Religionsgemeinschaften Rußlands klagen die russische Regierung vor der gesamten zivilisierten Welt an und rufen um Hilfe, um Schutz vor Vernichtung!"

Der besondere Hilferuf der Juden hieß:

„Wir Juden Rußlands sind geknechtet wie kein anderes Volk der Erde. Wir werden geistig und körperlich dem Siechtum überlassen. Wir werden am Besuch der Schulen und Universitäten gehindert. Zusammengepfercht in Ansiedlungsrayons gab man uns steigender Verarmung und Verelendung preis. In barbarischen Pogroms ließ man den Pöbel seine bestialischen Instinkt an uns austoben. Durch den Krieg sind Hunderttausende von uns in die Fremde gehetzt worden und viele Tausende sind dabei elend umgekommen. Unsere Wohnstätten sind ausgeplündert, und täglich verkommen unsere Volksgenossen im entsetzlichen Elend."

Wir haben in diesem Blatt wiederholt darauf hingewiesen, daß das waffenliefernde Amerika zur Zeit die einzige Macht ist, die es in der Hand hat, Rußland zur Aufgabe seines unmenschlichen Verhaltens zu zwingen. Möge es sich auf sein früheres Streben, der Beschützer unterdrückter Völker zu sein, endlich besinnen!

Der Wiederaufbau Galiziens. Laut Verordnung der österreichisch-ungarischen Regierung dürfen seit dem 5. Mai d. J. die galizischen Flüchtlinge nach ihrer Heimat zurückkehren, um ihre zerstörten Häuser wieder aufzurichten. Bei dieser Gelegenheit ermutigt das „Lemberger Tagblatt" in einem längeren Artikel die — besonders in Wien und Ungarn gelandeten — jüdischen Flüchtlinge, die zum Teil schon eine kümmerliche Existenz in ihren Fluchtstätten gefunden haben, von der erwähnten Regierungsverordnung ausgiebigen Gebrauch zu machen. Ohne den Flüchtlingen den gegenwärtigen, trostlosen Zustand ihrer galizischen Heimat und die bevorstehenden Schwierigkeiten der Schaffung der neuen Existenzmöglichkeiten zu verhehlen, stellt das Blatt die Wiederaufrichtung der vom Kriege verwüsteten Heimstätten als eine unabweisbare Pflicht der Heimgesuchten zu ihrem eigenen Nutzen, wie auch zugunsten des Staates dar. Zugleich kritisiert das Blatt die für den Wiederaufbau Galiziens getroffenen Maßnahmen der Regierung, die für die Flüchtlinge nicht sehr verlockend erscheinen dürf-

ten. Wenn auch die Häuser auf Staatskosten wiederhergestellt werden, so erscheint z. B. die Gewährung eines Unterstützungsbeitrages für die heimkehrenden Flüchtlinge für nur einen Monat zur Errichtung ihres Haushaltes und Gründung einer neuen Existenzmöglichkeit sehr unzureichend. Das Blatt fordert deshalb die maßgebenden jüdischen Persönlichkeiten auf, durch eine entsprechende Intervention in Wien eine größere Unterstützung für die heimkehrenden Flüchtlinge von der Regierung zu erwirken, damit die Zustände in Galizien sich bessern und nicht noch verschlimmern.

Den galizischen Blättern zufolge wurde übrigens den in Budapest befindlichen jüdischen Flüchtlingen die Rückkehr nicht freigestellt, sondern sie wurden gezwungen, am 1. Mai die Stadt zu verlassen. Nur dreißig jüdische Familien, darunter fünfzehn Rabbiner durften zurückbleiben.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Hanna Cohn, München-Solln, Hirschenstr. 7; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.